

Die wichtigsten Genussmittel fremder Völker

Autor(en): **Schaer, E.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Bericht über die Thätigkeit der St. Gallischen
Naturwissenschaftlichen Gesellschaft**

Band (Jahr): **19 (1877-1878)**

PDF erstellt am: **22.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-834683>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

X.

Die wichtigsten Genussmittel fremder Völker.

Von

Ed. Schaer,

Professor am eidgenössischen Polytechnikum.

Wenn uns während der etwas karg zugemessenen schönen Jahreszeit unsrer nördlich gemässigten Zone die Sonne zu neuem Naturgenusse hinauslockt und wir, Geist und Körper zu erfrischen, durch Feld und Wald hinwandern, so führen die Schritte da und dort in unserm Vaterlande an den Feldern weissblühenden Mohns vorbei, dessen reife grosse Fruchtkapseln, die sogenannten Mohnköpfe, den ölreichen Samen liefern, um derentwillen diese Nutzpflanze gebaut wird; oder wir treffen an unserm Wege die bekannten Gruppen hanfbrechender Landleute, die mit weithin vernehmbarem Hämmern aus den sonnengedörrten Stengeln des Hanfs kunstgerecht die Rohfaser bereiten, deren Dauerhaftigkeit der *Cannabis sativa* oder Hanfpflanze eine bleibende Bedeutung in der Textilindustrie sichert. Dort vielleicht werfen wir einen raschen Seitenblick in den wohlgepflegten Garten eines hablichen Landhauses oder einer stattlichen Villa, und es winken uns die weithin sichtbaren carmoisinrothen grossen Blüten hochgewachsener Tabakspflanzen mit ihren oft riesenhaften, saftiggrünen Blättern entgegen; da an jener alten verlassenen Mauer auf unwirthlichem Schutthaufen, der Reptilien Lieb-

lingsbehausung, entdeckt das spähende Auge des botanisch geschulten Wanderers unschwer die blattreichen Stengel blühenden Bilsenkrautes, klebrig anzufühlen und von unheimlich-betäubendem Geruch, oder wohl auch einmal den nahe verwandten, aber selteneren charakteristischen Stechapfel, die Datura, in ihren baumartigen exotischen Formen eine Zierde wärmerer Zonen; endlich treten wir auch in des Waldes vielbesungenes Halbdunkel ein und schreiten über die feuchten Gründe, wo die Kobolde der Pflanzenwelt, denen unsere Zeit so viel Schlimmes nachzusagen weiss, die vielgestaltigen Pilze, hier freilich in ihren höchst entwickelten Formen, ihr unheimliches Wesen treiben. Da überraschen uns namentlich, zumal nach vorherigem ausgiebigem Regenfall, die massenhaft auftauchenden hochrothen und weissgefleckten Hüte der *Amanita muscaria*, des Fliegenschwammes, der in hunderten von Köpfen, als wäre der Erdboden ein einziges grosses Treibbeet, im Schatten von Tannen und Laubholz sich des Daseins freut und durch charakteristische Farbe und Gestaltung zwar wohl die Erwachsenen warnt, die arglose Kinderwelt aber — auffallenden Sinneseindrücken besonders zugethan — allzuoft schon behext und zum Genusse verlockt hat.

Doch, höre ich Sie fragen, was sollen uns Angesichts unseres heutigen Themas weisse Mohnblumen, Hanfstengel, Tabaksblüthen, Bilsenkraut oder Stechapfel und gar der verpönte, hinterlistige Fliegenpilz? In der That, so scheint es wohl, dürfte aus der Zahl der genannten pflanzlichen Persönlichkeiten doch kaum eine andre als höchstens jenes weltberühmte Kraut *Nicotiana Tabacum* uns ernstlich dazu veranlassen, Einkehr in uns zu halten und darüber zu meditiren, wie viel von diesem Stoffe durch einen namhaften Theil der civilisirten Europäer als Genussmittel im

eigentlichsten Sinne des Wortes verbraucht und je nach Sitte und Geschmack einer jener drei bekannten Operationen für Tabaksgenuss unterworfen wird. Dabei werden wir vielleicht nicht immer des tröstlich scheinenden Umstandes gewahr, dass der Schwerpunkt des Consums jener gepulverten, gerollten und geschnittenen braunen Blätter an ganz anderer Stelle als bei den 300 Millionen Einwohnern Europa's zu suchen ist, dass wir vielmehr den Tabak ebenso sehr und mehr als ein Genussmittel fremder Völkerstämme wie der kaukasischen Race betrachten dürfen. Noch weit weniger aber lassen jene andern Pflanzen — unter ihnen wohl am wenigsten Fliegenschwamm oder Hanf — es ahnen, dass ihre Producte da und dort auf dem Erdenrund über weite Strecken und Länder hin in innigster Beziehung zum Leben und Weben land- und wasserfreundlicher Völkerschaften stehen und in Folge dessen eine commercielle Bedeutung aufweisen, welche zwar nicht immer derjenigen unserer bekannten Genussmittel Thee und Kaffee gleichkommen mag, andererseits aber durch höhere Preisverhältnisse oder intensivere Wirkung der Stoffe auf die Consumenten an Interesse gewinnt.

Als mir daher die ehrende Einladung zukam, für eine Abendstunde mit irgend einem passenden Gegenstande vor Sie zu treten, wollte es mir scheinen, als ob man nicht ohne Fug und Recht auch einmal über die Genussmittel fremder Völker sich unterhalten und nachweisen dürfte, dass mit nicht geringerer Leidenschaft und vielfacher Vernachlässigung wichtigerer Lebensbedürfnisse, mit der wir in unserm Welttheile der duftenden Fee des Theestrauchs, dem freundlichen Genius der indischen Bohne, dem flüchtigen Nebelbild der glimmenden Nicotiana oder dem türkischen Dämon der Spirituosa Opfer bringen, auch das

Seefahrer-Volk im ostindischen Inselmeer, die friedlichen und kriegerischen Stämme Afrika's, und was sonst von fremden Nationen nördlich und südlich vom Aequator oder östlich und westlich vom schulgerechten Meridian von Ferro leibt und lebt, aller Art von Genussmitteln fröhnen, ja vielfach in noch höherem Grade mannigfachen Pflanzenstoffen dieser Art in flüssiger, fester und dampfartiger Form seit uralter Zeit zugethan blieben.

Aus solcher Betrachtung dürfte sich ergeben, dass ein gewisser Hang nach sogenannten Genussmitteln sich ebenso sehr als eine instinctive und bis zu einem gewissen Grade naturgemässe, weil aus tiefern Ursachen kommende Forderung menschlichen Daseins darstellt, wie wir anderseits Verehrung von Gottheiten in denkbar verschiedenster Form dem völkerkundigen Sprachforscher und Historiker als permanente Erscheinung beginnenden Geisteslebens entgegen treten sehen. — Freilich wird dabei unsere Besprechung, wenn sie über Genussmittel, d. h. also materielle, auf unsre Sinne gerichtete Dinge zu handeln hat, wohlbewusster und nicht unverdienter Weise vor solchen Vorträgen zurückzustehen wissen, denen es vergönnt ist, der Menschheit Gemüthsleben, geistige Güter und ideale Bestrebungen zu schildern, — und nur die Ueberzeugung mag zur Beruhigung gereichen, dass es unter uns Niemand entgehen kann, in welcher inniger Weise sich körperliche und geistige Einflüsse berühren und wie allgemein solche Wechselwirkung in einer Zeit anerkannt wird, in der die Gesundheitspflege als eine auf das praktische Leben verwerthete Physiologie in unbestrittener Blüthe steht!

Darum wohlgemuth an Bord des Fahrzeugs, das uns in einer kurzen Spanne Zeit nach entlegenen Gegenden bringen soll, wo jene bedeutsamen Pflanzenstoffe, von tro-

pischer Sonne mit erhöhter Wirkung begabt, Millionen unserer Nebenmenschen ersehnte Erregung und süßes, wenn auch oft trügerisches Labsal bieten! Doch dürfen wir uns wohl kaum zu solcher Besprechung des Gebietes fremder Genussmittel anschicken, ohne uns in Kürze an den allgemeinen Charakter der Genussmittel, ja selbst an die Bedeutung dieses Wortes zu erinnern, welches mehr als viele andere mannigfacher Missdeutung fähig ist. Wenn wir, einen Seitenblick auf physiologisches Gebiet werfend, uns die Lehren von der Ernährung vergegenwärtigen, wie sich dieselben aus den unsterblichen Forschungen eines Justus von Liebig auf dem Felde der Thier- und Pflanzenchemie entwickelt haben, so treten uns, wie allgemein bekannt, zwei Hauptkategorien von Nahrungsmitteln entgegen, die man wissenschaftlich als respiratorische und plastische Nährstoffe oder auch wohl in anderer Weise zu bezeichnen pflegt, indem dabei die Annahme gilt, dass die ersteren vorwiegend jenen eigenthümlichen langsamen Verbrennungsprocess unterhalten, der für den thierischen Organismus charakteristisch ist und die Körperwärme bedingt, während dagegen letztere zum Ersatze, d. h. zur Neubildung wichtiger Bestandtheile des Blutes und der Muskelsubstanz dienen. Wenn nun auch die neuern wissenschaftlichen Ergebnisse es als unpassend erscheinen lassen, an solcher Zweitheilung bei den Nahrungsmitteln strenge und einseitig festzuhalten, da ja vielmehr festzustehen scheint, dass bei manchen Stoffen beider Gruppen unter Umständen die eine und andere der angedeuteten physiologischen Rollen, sei es gleichzeitig, sei es abwechselnd zur Geltung gelangen, so bleibt doch jene Eintheilung gerade dann noch statthaft, wenn es gilt, über Genussmittel zu reden, und diese Classen von Substanzen den beiden Gruppen eigentlicher Nahrungs-

mittel als eine dritte grössere Gruppe von gewissermassen indirect wirkenden Stoffen oder mit einem Worte als eine weitere Abtheilung von Bedürfnissen des Organismus anzureihen. Wenn wir dabei die Bezeichnung Genussmittel im weitesten Sinne fassen und vorwiegend auf solche Stoffe anwenden, deren Verwendung neben einer rationell gewählten Nahrung scheinbar entbehrlich ist und daher jenen Ausdruck Genussmittel, in dem schon eine gewisse Kritik durchklingt, nöthig macht, so dürfte sich als die einfachste Definition dieser commerciell und culturhistorisch gleich wichtigen Gegenstände der Satz ergeben, dass wir als Genussmittel vornehmlich solche Pflanzenstoffe anzusehen haben, welche da und dort unter anscheinend normalen Verhältnissen abwechselnd mit der eigentlichen Nahrung genossen, sich durch eine besondere, wenn auch in Art und Grad sehr variirende Wirkung auf das Nervensystem auszeichnen, so dass von diesem vielverzweigten wunderbaren Organismus im Organismus bald derjenige Theil, der Verdauung und Ernährungsvorgänge regulirt, bald dieser, der die Blutcirculation nach allen Enden des Körpers beherrscht, bald jener, der die Sinnesempfindungen vermittelt und der Gehirnthätigkeit vorsteht, in höherem oder geringerem Maasse afficirt wird. Weiter auf die allgemeine physiologische Bedeutung der Genussmittel einzugehen, ihre speciellen Wirkungen im Einzelnen medicinisch zu erörtern und zu untersuchen, welche nachweisbaren Einflüsse sie auf Culturstufe und geistige Zustände mancher Völkerracen und Nationen ausüben, oder endlich darüber zu entscheiden, in wie weit Genussmittel geboten und zuträglich, oder aber unnöthig und verwerflich seien, — diese Fragen zu berühren, mit denen andere wichtige Fragen physiologischer, geschichtlicher und philosophischer Natur

verknüpft sind, müsste selbst dann, wenn eine schnell hineilende Stunde solche Betrachtungen gestatten würde, billiger Weise ganz andern, mit Leben und Weben des Menschenleibes vertrauten Fachmännern reservirt bleiben, während für uns eher naturgeschichtliche und culturgeschichtliche Gesichtspunkte als Wegweiser dienen. Doch darauf möchte wenigstens hingewiesen werden, dass eine Theorie, die in einseitig absprechender Weise die Entbehrlichkeit und Naturwidrigkeit der Genussmittel proclamiren wollte, vor der Thatsache kaum Stand halten kann, dass ein bald leiser und harmloser auftretendes, bald mächtiger anwachsendes, zu leidenschaftlichem Missbrauche entartetes, überall aber deutlich erkennbares Bedürfniss nach den verschiedensten Genussmitteln bei den Völkern verschiedenster Culturstufe in allen Gegenden der Welt sich geltend macht und, vielfach mit religiösen Gebräuchen und Volkssitten verflochten, in oft merkwürdig ausgebildeter, fast möchte man sagen kunstvoller Weise befriedigt wird; von den üppigen Gefilden Spaniens bis in die kahlen Renthiergegenden Finnlands und Lapplands, in den wimmelnden Seehäfen der Nord- und Ostsee wie in den einsamen Schluchten des steirischen Hochgebirgs, bei den verachteten Feuerländern am Cap Horn wie bei den stämmigen Pelzjägern Canada's, von den lieblichen Ufern des Rio grande bis in die höchstbewohnten Thäler der Cordilleren, in der reizenden Inselwelt Ceylons wie in den unwirthlichen Gefilden Sibiriens, von den sumpfigen Gangesmündungen bis in das urwüchsige Hochland des Himalaya, in dem Eucalyptuslande Australiens und den fruchtbaren Inselgruppen des stillen Oceans wie im Herzen Afrika's, wo die drei Hauptströme im Lande der grossen Seen entspringen und kaum erforschte Hochebenen bewässern. — Es ist nicht daran zu zweifeln, dass

die verschiedenen Genussmittel in sehr nahen und engen Beziehungen zu den Nahrungsmitteln stehen, in deren Gemeinschaft sie genossen werden, ebensowenig aber, dass sie gleich sehr wie die eigentlichen Nährstoffe, ja vielleicht viel mehr noch Temperament, Charakter, Gemüthsleben und Bildungsstufe beeinflussen und endlich, um auch die Kehrseite menschlichen Daseins nicht zu verschweigen, eine gewisse Neigung zu diesem und jenem Vergehen und Verbrechen begünstigen, wenn auch nicht heranbilden mögen. Sicherlich geniessen die Menschen allüberall, also auch wir in unsern Verhältnissen, ohne es zu wissen und zu merken, mit unsern zahlreichen Nahrungsmitteln mannigfache Bestandtheile, die, wie wenig sie auch bekannt sind, dennoch continuirlich so oder anders auf unser Nervensystem einwirken und so sich unversehens den andern Genussmitteln anreihen. Anerkennen wir doch gewohnheitsmässig die letztern nur da, wo sie uns, wie etwa Thee oder Kaffee, Tabak und Spirituosen, in mehr oder weniger imponirender Form vor Augen treten. Wenn es nun nach den soeben geäusserten Bemerkungen beinahe nothwendig scheint, den Vordersatz des allbekannten Weisheitsspruches: „Sage mir, was Du issest, und ich will Dir sagen, was Du bist“, in den Ausdruck: „Sage mir, was Du genieessest“, umzuändern, so dürften wir anderseits wohl Alle in dem Grundsätze einig gehen, dass gleichwie auf dem Gebiete der Ernährung, oder, um etwas materieller zu reden, des Essens und Trinkens, so auch auf dem weiten Felde der Genussmittel Mässigkeit als edel und zuträglich, Unmässigkeit als verächtlich und schädlich zu gelten haben.

Sollte nun, nachdem wir bei einigen allgemeinen Ansichten über Genussmittel verweilten, endlich noch die Frage sich einstellen, wie wir diese Stoffe einzutheilen, in

welcher Reihenfolge wir sie zu besprechen haben, so möge ohne weitere Ueberlegung erwiedert werden, dass Natur und Wirkungen der einzelnen Genussmittel theils in specifischer Weise sich unterscheiden, theils aber vielfach sich so nahe stehen und so auffallende Analogien aufweisen, dass eine strengere Sonderung weder wissenschaftlich gerechtfertigt, noch auch dem freien Charakter unserer Unterhaltung angemessen sein könnte. Um aber immerhin einem gewissen Ordnungssinn schuldigen Tribut zu zollen, versetzen wir uns in die altehrwürdige Nomenclatur der frühern Medicin und sehen zu, ob nicht an der Hand dreier hochberühmter Gruppen von Heilmitteln, der Narkotica, Stimulantia und Nervina, eine gewisse Rangordnung und verständige Präsentirung für unsere Objecte zu gewinnen sei, von denen freilich nur wenige wichtigere uns werden genügen müssen.

Hier begegnet uns in der Reihe der vorwiegend narkotisch wirkenden Genussmittel in erster Linie Cannabis, die anscheinend so harmlose Hanfpflanze, die in der Gesellschaft, in der wir sie heute antreffen, schon desshalb eine gewisse Priorität beanspruchen darf, weil sichere Nachrichten über deren Verwendung viel weiter in die alte Zeit zurückzugehen scheinen, als bei fast sämmtlichen ähnlichen Substanzen. Nach allen zuverlässigeren Nachrichten und neueren Nachforschungen über die ursprüngliche Herkunft des Hanfes dürfen wir wohl annehmen, dass seine Heimat in jenen Ländergebieten Mittel-Asiens zu suchen ist, welche, zwischen 30 und 40 Grad Nordbreite liegend, kleinere oder grössere Theile Persiens, Turkestans und Nordindiens umfassen, — wahrscheinlicher aber — und dies kontrastirt seltsam mit der gegenwärtigen Verbreitung dieser Pflanze über alle Welttheile — in einem noch beschränkteren Di-

stricte Turkestans, dem gleichzeitigen Quellengebiete des Amu Darja oder frühern Oxus und des altberühmten Sind oder Indus, also an gleicher Stelle, von der aus sich in altersgrauen Jahrhunderten wichtige Arzneipflanzen, vor Allem aber manche edelste europäische Fruchtbäume: Pflirsich, Apricose, vermuthlich auch Citrone und Pomeranze über den Erdkreis zu verbreiten begannen. So mag auch der Hanf ohne Zweifel schon vor unserer Zeitrechnung nach Osten und Westen und auch in südlicher Richtung gewandert sein und allmählig sowohl die entlegensten Gebiete Ostasiens, als auch Europa und Afrika zunächst in Form eines Culturgewächses erreicht haben. Hierbei erscheint eine Thatsache wichtig: Je weiter nämlich während der zwei Jahrtausende, in denen der Hanf sich sichtbarlich verbreitet hat, die Orte neuer Einwanderung und Ansiedlung von der Urheimat entfernt liegen, um so früher lässt sich für dieselben die Bekanntschaft mit der technischen Verwerthung der Hanffaser, um so später dagegen die Einsicht in die ausgesprochenen arzneilichen Wirkungen des Hanfes und, was nahe damit verwandt ist, die Verwendung als narkotisches Genussmittel nachweisen. So waren einerseits sowohl Griechen als Römer, andererseits das alte Culturvolk der Chinesen schon geraume Zeit vor Christi Geburt mit den Bastfasern der Cannabis wohl vertraut; aber erst in spätern chinesischen Kräuterbüchern und bei abendländischen Schriftstellern der ersten Jahrhunderte nach Christus, z. B. bei dem Mediciner Galenus, treffen wir unzweifelhafte Nachricht über berauschende Eigenschaften und arzneilichen Gebrauch der Hanfpflanze, deren Präparate höchst wahrscheinlich bei den beliebten Giftmischereien des spätern römischen Kaiserreiches eine fatale Rolle unter den Händen einer Agrippina, Locusta

und anderer Celebritäten gespielt haben. Der alte Geschichtsschreiber Herodot dagegen berichtet schon mehrere hundert Jahre vor Christi Geburt, wie die kriegerischen Völker der Scythen und Massageten, die als Bewohner vorderasiatischer Länder der Heimat des Hanfes sehr viel näher stehen, aus Blüten und halbreifen Samen desselben auf heißen Steinen oder glühenden Kohlen Dämpfe erzeugen und durch deren Einathmung sich berauschen, und ebenso findet man in altindischen Schriften, die der entlegenen Periode der Sanskritliteratur angehören, mannigfache Angaben über die Bedeutung des „Bhanga“ oder Hanfes als Arzneimittel, aber nur vage Andeutung über dessen Benützung als Gespinnstpflanze, wie denn auch Herodot der Hanfgewebe orientalischer Völkerschaften nur an wenigen Stellen erwähnt.

Diese Facta dürften wohl in der sehr bemerkenswerthen Erfahrung ihre Ursache finden, dass sich hinsichtlich der Bestandtheile und der daherigen Wirksamkeit des Hanfes in auffallender Weise derselbe Einfluss des Klima's wiederholt, der bei vielen andern Nutzpflanzen beobachtet wird. Während nämlich in den indischen Heimatländern des Hanfes die Eigenschaften als Faserpflanze sich nur in sehr untergeordneter Weise entwickeln, die narkotischen Wirkungen seines Krautes dagegen höchst ausgeprägt sind, so dass letzteres Millionen von Menschenkindern als tägliches Genussmittel dient, — so treten dagegen von dem Momente an, wo diese Pflanze unter den meteorologischen Verhältnissen anderer Himmelsstriche, wie z. B. Europa's, als Culturpflanze auftaucht, jene specifischen arzneilichen Kräfte nahezu ganz in den Hintergrund; die reichliche Bildung der nutzbaren Faser erreicht ihren Höhepunkt, und nur einige besonders empfindliche Menschen oder auch etwelche

Vogelarten und andere kleinere Thiere wüssten auch von betäubenden, giftigen Wirkungen eines Feldes mit blühendem Hanf oder einer Dosis Hanfsamen zu berichten. So gross und auffallend sind diese Unterschiede, dass während längerer Zeit in der sachverständigen botanischen Welt der in Centralasien einheimische und der bei uns gezogene Hanf als zwei verschiedene Arten der Gattung *Cannabis* betrachtet wurden, wie etwa ächtes Veilchen und sogenannter Taubenkropf oder zahme Kastanie und Buche, bis endlich sorgfältige wiederholte Untersuchung zum Ergebniss vollständiger Zusammengehörigkeit der indischen und abendländischen Varietät des Hanfes führte. So kann es denn nicht wundern, dass ein und dieselbe Pflanze im Morgenlande vorwiegend die Rolle eines Heil- und Genussmittels spielt, im Abendlande die fast ausschliessliche Bedeutung einer Nutzpflanze aufweist. — Wie nun auch im Weiteren die verschiedentlich ausgesprochene, wohl auch schon als Gewissheit proclamirte Vermuthung entschieden werden mag, dass sowohl der sorgenlösende *Nepenthes*-Trank der alten Griechen, dem wir in Homers *Odyssee* begegnen, als hinwieder die Exstase, unter deren Einfluss *Pythia*, die Priesterin des Delphi'schen Orakels, weissagte, auf die berückenden Arznei-Mischungen aus *Cannabis indica* zurückzuführen seien, so steht andererseits ausser Zweifel, dass von indischen Völkerschaften, als ersten Kennern des Hanfes, die Bekanntschaft mit diesem Stoffe zunächst nach den arabischen Stämmen gedrungen und etwa um das 7. und 8. Jahrhundert unsers Kalenders die Verwendung als Genussmittel in Arabien eingeführt worden ist, um von da aus, durch die ausgebreiteten Handelsbeziehungen der Araber während der Blüthezeit des Maurenthums unterstützt, sich rasch nach den übrigen Ländern Westasiens,

nach Nordostafrika, zumal Aegypten und Abyssinien, sowie auch nach den zahlreichen, bedeutenden mohamedanischen Niederlassungen im südlichen Asien auszudehnen, wie denn selbst Europa, seit der Besetzung des alten byzantinischen Reiches durch die Bekenner des Islam, zahlreiche Verehrer indischen Hanfes im äussersten Südosten aufzuweisen hatte. So betheiligten sich seit Jahrhunderten an dem, commerciell betrachtet, sehr bedeutenden Consum des indischen Hanfes und seiner Präparate sowohl die hindostanische Bevölkerung, als besonders der weithin dominirende, in drei Welttheilen verbreitete mohamedanische Völkercomplex, und höchst beträchtliche Summen mögen alljährlich für die geschätztesten Qualitäten der *Cannabis indica* verausgabt werden, nicht weniger von dem Hofstaat der indischen Schein-Fürsten, deren Gebiet unter Botmässigkeit der Kaiserin von Indien steht, als von den arabischen Stammesoberhäuptern, die sich als Nachfolger des gleichfalls hanffreundlichen Chalifen Harun-al-Raschid geehrt wissen.

Vielfach an Zahl, Namen und Form sind die verschiedenen Präparate der indischen Hanfpflanze, die über einen weiten Kreis der alten Welt hin als berauschende Genussmittel dienen und deren Wirkung nach allen darüber bekannten Angaben sich in charakteristischer Weise dadurch von manchen ähnlichen Mitteln unterscheiden soll, dass in der ersten Periode des Genusses bei durchaus sinnesbewusstem Zustand alle von Aussen kommenden Empfindungen einen hohen Grad von optimistischer Färbung annehmen, die sich bis zum höchsten Entzücken über eine gewissermaassen ideale Existenz steigert, wobei dem Jünger des Hanfes seine köstlichen Träumereien immerhin als eine Folge des Hanfgenusses fühlbar bleiben, bis endlich zu seiner Betrübniß diese Wirkungen abnehmen oder aber,

bei allzuhohen Gaben, in ein Stadium von eigentlicher Sinnesverwirrung oder Bewusstlosigkeit ausarten. Als die drei Grundsubstanzen, von denen alle weitere Verwendung der Cannabis ausgeht, müssen nach ihren indischen Namen die Stoffe Gunjah, Bang und Churrus betrachtet werden. Ersteres, das Gunjah, in Persien und den arabischen Ländern auch als Qinnab bezeichnet, besteht aus den harzreichen obersten Spitzen der blühenden Hanfpflanze, deren heranreifende kleine Früchte sich bekanntlich im obersten Theile des Stengels ährenartig zusammendrängen. Dieses Gunjah, hauptsächlich zum Rauchen bestimmt, wird in Indien in grösster Menge producirt und gelangt in Form etwa ellenlanger, armdicker, gepresster Bündel auf die dortigen Märkte, während dagegen die zweite Form indischen Hanfes, das Bang oder Sidhee der Indier, in der mohamedanischen Welt vornehmlich als Haschisch oder Hashasch bekannt, die getrockneten grösseren Blätter mit den halbreifen Fruchtkapseln und kleineren Blattstielen der abgeblühten Pflanze repräsentirt und, weil wesentlich geringer im Preise, eine grössere Verbreitung als das edlere Gunjah aufweist, ausserdem aber ganz besonders zu den mannigfachen zusammengesetzten Cannabismischungen dient. Endlich ist, als nicht minder wichtig, der dritte Stoff, das Churrus zu nennen, ein wesentlich nordindisches und turkestanisches Product, d. h. das rohe Harz, das die Pflanze zumal während der Blüthezeit reichlich aussondert und welches, wie schon angedeutet, nur im Klima des alten Vaterlandes des Hanfes den höchstmöglichen Grad physiologischer Wirksamkeit erreicht. So werden denn auch die im ganzen Orient meistgeschätzten Qualitäten dieses Harzes fast ausschliesslich in gewissen Districten von Turkestan, theils auf russischem, theils auf chinesischem Gebiete liegend,

und auch in einzelnen Gegenden des östlichen Persiens und Afghanistans nach verschiedenen, theilweise sehr primitiven und originellen Methoden gesammelt. Was diese letzteren betrifft, so sei hier nur eines Verfahrens kurz gedacht, welches darin besteht, dass während der Tage reichlichster Harzausscheidung die bei der Hanfcultur beteiligten Arbeiter in knapp anliegender Lederkleidung mit einiger Vehemenz die Felder des abgeblühten Hanfes kreuz und quer durchwandern, wobei das in winzigen Tröpfchen aus Blättern und Stengeln ausschwitzende Harz sich der Bekleidung anheftet, um nachher kunstgerecht entfernt, resp. losgeschabt zu werden. Wenn man sich dabei erinnert, dass in den günstigen asiatischen Hanfdistricten, die bis in eine Bodenerhebung von 8—10,000 Fuss hinaufreichen, der Hanf oft eine Höhe von 10 und 12 Fuss erlangt, so muss wohl die Unvollkommenheit dieser Methode eingesehen, zugleich aber zugestanden werden, dass die stets bewegliche europäische Schuljugend solche Exercitien während einer Ferienreise in den reichen Thälern von Kaschmir wohl mit Entzücken an die Hand nehmen würde. So oder anders bereitet, bildet das Hanfharz oder Churrus, in seinen besten Qualitäten „momeca“ genannt, eine missfarbig braune, erdig aussehende, zerbrechliche Masse, die meist in unregelmässigen Klumpen in den Handel gelangt und deren Consum wohl am besten illustriert wird, wenn wir bemerken, dass Ende der Sechziger-Jahre einzig aus der turkestanischen Ortschaft Yarkand nicht weniger als circa 140 bis 150 Tausend Pfund per Jahr nach den Marktplätzen der grossen Provinzen Kaschmir und Punjab exportirt wurden. Die Frage, in welcher Weise diese Bestandtheile des indischen Hanfes ihre weitere Rolle als Genussmittel spielen, lässt sich kurz dahin beantworten,

dass ein sehr namhafter Theil der drei genannten Substanzen zum Rauchen verwendet, der andere Theil aber innerlich genossen wird. Zum Rauchen in eigens dazu bestimmten Pfeifen, wie dies namentlich in Vorderindien, Persien und den Nachbarländern verbreitet scheint, dienen besonders Gunjah und Churrus, doch sehr häufig auch das geringere und billigere Bang oder Sidhee und zwar erstere beide stets im Gemenge mit Tabak, letzteres dagegen vielfach für sich allein. Die ohne Zweifel uralte Erfahrung der Asiaten, dass die berauschenden Eigenschaften des Hanfes sich besonders leicht durch Erhitzung des Krautes oder seiner Präparate entwickeln, macht es nahezu gewiss, dass das Rauchen des Hanfes die älteste bekannte Art des Genusses dieses Stoffes war, und wenn wir damit die That- sache zusammenhalten, dass nach neuesten sorgfältigen Untersuchungen über indischen Hanf derselbe deutlich nachweisbare Mengen des charakteristischen giftigen Tabaks- bestandtheiles, des sogenannten Nicotins, enthält, so müssen wir in dem Umstande, dass Jahrhunderte lang ohne Kennt- niss solchen Sachverhaltes Hanf mit Tabak geraucht worden ist, wohl eine merkwürdige instinctive Ahnung der engen Verwandtschaft in den chemischen Stoffen der Cannabis und Nicotiana erblicken.

Weit mannigfacher als die Methoden des Hanfrauchens sind jedenfalls die Formen, unter denen das Mittel innerlich genossen wird, von dem einfachen Aufguss weg, der durch Eintauchen des Krautes Bang in heisses Wasser bereitet ähnlich wie unser harmloser Lindenblüthen-Thee aussehen mag, bis zu dem hochberühmten, sehr kunstfertig zusammengesetzten indischen Hanfconfect „Majoon“, bei dessen Bereitung viele Ingredienzen, wie Milch, Mehl, Zucker und Fett neben zerriebenem „Bang“, verwendet

werden. Zahlreich sind namentlich die in den Ländern des Islams verbreiteten sogenannten Haschisch-Präparate, in denen der indische Hanf oder dessen wirksame Stoffe die Gestalt bald von fettem Oel, Pulvergemischen und syrupähnlichen Extracten, bald von pastillenartigen Conserven, namentlich aber von jener latwergähnlichen Haschischmischung annehmen, die unter der Bezeichnung „Dawamese“ weit und breit bei den arabischen Völkerschaften bekannt ist und sich durch Zuthat feiner und starker Gewürze, den Moschus nicht ausgenommen, auszeichnet, während anderseits dem indischen Majoon, schon von den arabischen Schriftstellern früherer Zeit als „el mogen“ beschrieben, in gewissen Fällen die giftigen Samen asiatischer Stechapfelarten, sowie die nicht eben gut beleumdete *Nux vomica* beigesetzt werden sollen, was mir jedoch nur unsicher verbürgt scheint.

Damit aber unser indische Hanf auf Bruder Tabak nicht allzu neidisch werden möge, ist in Gegenden des südlichen Afrika's pünktlich dafür gesorgt, dass das Cannabiskraut in Pulverform auch jener Hantirung dient, welche schon längst in Europa und anderswo zur Einführung der Tabaksdosen geführt hat. Der indische Hanf, in Afrika höchst wahrscheinlich niemals einheimisch, sondern in sehr alter Zeit als Culturpflanze dort eingedrungen, erfreut sich in diesem Welttheile grösster Verbreitung und wird ebenso wohl in den Niländern als namentlich im südöstlichen Afrika, in dem Flussgebiete des Zambesi, in ähnlicher Weise wie das asiatische Bang oder Gunjah hauptsächlich zum Rauchen verwendet. Doch auch in andern Theilen Afrika's, wie am Senegal oder im Süden, sind Haschischpräparate wohl bekannt, und wird indischer Hanf zu diesem Zwecke vielfach gebaut. Insbesondere consumiren die

Hottentoten und Zulu's namhafte Mengen davon unter dem Namen Dacha oder Dakka, wobei das Haschischkraut mit Vorliebe nicht geraucht, sondern regelrecht geschnupft wird und dabei ähnliche Wirkungen auf den Nervenapparat zu entwickeln vermag, wie sie der Haschischraucher erfährt. Hierbei wird es nun Niemand einfallen, den Umstand, dass unter allen zahllosen Verehrern der Cannabis indica gerade die auf tiefster Culturstufe stehenden Zulukaffern sich als Haschischschnupfer präsentiren, zu voreiliger und unbilliger Kritik der unter ganz andern Verhältnissen lebenden europäischen Jünger des Tabakschnupfens zu missbrauchen, denen unter Andern das Verdienst zukommt, die Gemüthlichkeit als eine der schätzbarsten Eigenschaften des Menschengeschlechtes in bleibender Hut und Pflege zu halten; lehrt doch alle eingehendere culturhistorische Betrachtung, dass die Genussmittel in den verschiedensten Arten ihrer Anwendung mehr als die meisten übrigen menschlichen Gebräuche sich in urwüchsiger Mächtigkeit und unbehelligt durch die Schranken der Nationalität, des Alters und Geschlechts, der socialen Rangstufen, der Bildung und Erziehung entfalten und verbreiten, selbst da, wo Ausartung in bedenklichen Missbrauch noch nicht vorliegt. Dagegen werden wir es, um mit einem letzten Worte des Hanfes als Genussmittel zu gedenken, als ein auffallendes Beispiel der Wanderung von Genussmitteln von Land zu Land und unter den Völkern verschiedenster Race betrachten müssen, wenn es sich zeigt, wie Haschisch, vor Jahrhunderten aus entlegenen indischen Landstrichen nach dem Wohnsitze der maurischen Stämme verbreitet, von diesen nach Nordostafrika verpflanzt und allmählig bis zu den meisten eingebornen afrikanischen Völkern gedungen, nun in neuerer Zeit in Folge massenhafter Uebersiedlung

der Neger nach Süd- und Nordamerika auch hier Fuss fasst, mit Rücksicht auf seine narkotischen Eigenschaften eifrig gebaut wird und allmählig zu einem modernen Genussmittel der Bewohner Amerika's sich ausbildet! So dürften einstmals *Cannabis indica* und vielleicht auch andere Pflanzenstoffe, nachdem sie siegreich die alte Welt bezwungen, auch die neue Welt, den langjährigen Hort der Sklaverei, ihrerseits unabwendbar in die Fesseln sklavischer Herrschaft schlagen!

In mannigfacher Richtung nahe mit indischem Hanfe verwandt und wie dieser in allen europäischen Ländern fast ausschliesslich medicinisch verwendet, ist der altberühmte Mohnsaft, das Opium, d. h. die eingetrocknete milchige Flüssigkeit aus den angeritzten, halbreifen Köpfen des sogenannten weissen Mohns, der unter günstigen Klima- und Bodenverhältnissen die brauchbare medicinische Drogue wie auch das physiologisch wirksame, Millionen von Menschen unentbehrlich gewordene Genussmittel liefert. Mag auch in unserm Welttheile, wie dies in ärztlichen und pharmazeutischen Kreisen nur zu wohl bekannt ist, das ursprünglich als Heilmittel verwendete Opium vielfach ausserordentlich nahe an die Rolle eines einfachen Genussmittels streifen und in diesem Sinne nur allzuoft missbraucht werden, so liegt immerhin für uns der Schwerpunkt seiner Bedeutung durchaus in seiner arzneilichen Anwendung, und kaum ahnen wir es, wie verschwindend in gewaltigen aussereuropäischen Ländergebieten die medicinische Verwendung des unter Morpheus Patronate stehenden Milchsaftes seinem anderweitigen Consum gegenübertritt. Nachdem wir, nicht ohne Absicht, eines der wichtigsten gegenwärtigen Genussmittel schon ausführlicher behandelt, müssen wir uns natürlich versagen, auf Geschichte, Darstellung und Wirkungen des

Opiums tiefer einzugehen; doch dürften auch sparsamere Notizen genügen, uns dessen Wichtigkeit im Welthandel, sowie seine Bedeutung für materielles und geistiges Leben grosser Völkercomplexe anzudeuten. Ohne hier eine kritische Beleuchtung der Frage nach Zeit und Ort des beginnenden Opiumgenusses zu versuchen, möge der mit vielen guten Gründen gestützten Ansicht gedacht werden, dass die Geburtsstätte des Opiumgenusses — wenn auch vielleicht nicht die ursprüngliche Heimat des seit ältester Zeit in den vorder- und mittelasiatischen Ländern gebauten *Papaver somniferum* — in dem iranischen Reiche, d. h. im heutigen Persien und einigen westlich und östlich angrenzenden Nachbarländern, zu suchen ist. Von da aus ist ohne Zweifel dieses Genussmittel durch jene handelsfreundlichen und seekundigen arabischen Stämme, welche vom frühen Mittelalter an durch lange Zeiträume hin gewissermaassen den Haupt-Weltverkehr zwischen Asien, Afrika und dem Abendlande vermittelten, nicht allein nach westlicher Richtung in die weithin ausgedehnten Wohnsitze der Bekenner des Islam verbreitet, sondern auch in den fernen Osten nach den indischen, malaischen und chinesisch-mongolischen Reichen getragen worden. So treffen wir schon frühe, wenn auch zu etwas verschiedenen Perioden unserer Zeitrechnung, neben Persien namentlich vier Hauptgebiete des Opiumgenusses, die nordafrikanischen Küstenländer, zumal Aegypten, das in unserer Zeit schwer heimgesuchte osmanische Reich, Vorder- und Hinterindien, endlich China. Bei näherer historischer Ergründung der Opiumverbreitung müsste die längst gemachte Wahrnehmung noch deutlicher hervortreten; dass die Araber bei der Förderung der Cultur und Weiterverbreitung eher als Vermittler denn als Consumenten fungirten, d. h. weit mehr allgemein commercielle Zwecke

als das directe Interesse eigenen Opiumgenusses verfolgten. In der That scheint dem wilden, feurigen, thatenlustigen Charakter der in jener Zeit dominirenden arabischen Stämme weit eher das bis auf unsere Tage Lieblingsmittel der maurischen Völker gebliebene Haschisch zu entsprechen, dessen Wirkung während des Erregungsstadiums bei mäßigem Gebrauch eine sehr intensive eigenthümliche Hebung und Verstärkung der Energie und des Selbstgefühles bedingen soll, während anderseits die zwar mächtig auf die Phantasie eindringende, im Ganzen jedoch mehr sedative Wirkung des Mohnsaftes sich um so mehr der Gunst jener Völkerschaften erfreuen wird, denen ein mehr indolentes und beschauliches Wesen, mit fatalistischen Anschauungen und religiösem Aberglauben innewohnt, wie dies von einem grossen Theile der türkischen Bevölkerung turanischer Abkunft und überdies von manchen Schichten des Volkes in Indien und China bekannt ist.

Diese beiden letztern Länder sind es auch, auf welche sich sowohl hinsichtlich der Opiumcultur als des Opiumconsums das Hauptinteresse concentrirt, das wir diesem Genussmittel durch die Macht der Thatsachen zu schenken genöthigt sind. Denn wenn auch von allem Opium, das in Vorderasien, zumal in Persien und Kleinasien, oder auch in Aegypten producirt wird, sehr namhafte Mengen als Genussmittel in Rauch aufgehen, so steht doch dieser Verwendung die nicht zu unterschätzende Bedeutung des Mohnsaftes als Medicament zur Seite, wie denn auch seit Hunderten von Jahren der Bedarf der europäischen Heilkunst an Opium durch kleinasiatisches und theilweise ägyptisches Product gedeckt worden ist und noch wird. In Indien dagegen werden auf dem Areal der indo-britischen Besitzungen in den Präsidentschaften des Gangesgebietes und

südlicher liegenden Districten über 10,000 Quadrat-Meilen Land ausschliesslich mit der Mohnpflanze bebaut und alljährlich Opium in riesenhaftestem Maasstabe gewonnen und dieses letztere, nach Abzug eines höchst bescheidenen Procentsatzes, der für die hindostanische Bevölkerung und die dort colonisirten Europäer arzneilichen Zwecken dient, voll und ganz als Genussmittel nach dem weitem Osten Asiens exportirt, in Mengen, deren Geldwerth sich den wichtigsten Artikeln des Welthandels an die Seite stellen darf. Als Hauptconsumptionsplätze für die unsere Begriffe weit übersteigenden Opiumquantitäten, die in Vorderindien producirt werden, sind ausser diesem Productionslande selbst, wo der Opiumgenuss nur eine relativ mässige Höhe erreicht, zunächst die hinterindischen Reiche, besonders Siam und Cochinchina, ferner die malaischen Ländergebiete, so die malaische Halbinsel an der Malakkastrasse mit Singapore, Sumatra, Java, vor Allem aber das weite chinesische Reich in seinen mittlern und östlichen Provinzen zu bezeichnen. Die commercielle Bedeutung und das finanzielle Aequivalent des so exportirten Opiums sei in der kurzen Notiz nahegelegt, dass vor 30 Jahren anno 1848 circa 20,000 Opiumkisten von reichlich 1 Centner Gewicht, anno 1858 schon 70,000 Kisten im annähernden Werthe von 10 Millionen Pfund Sterling aus den Opiumfactoreien Vorderindiens ausgeführt worden sind, welche Zahl, in stetem Zunehmen begriffen, in den weitem 20 Jahren, d. h. bis heute, sich mindestens auf das Zweifache gesteigert hat. Aus dem Monopol des Opiumhandels, der seinerzeit der ostindischen Handelscompagnie reservirt war, bezog letztere anno 1858 das bescheidene Einkommen von nahezu 6 Millionen Pfd. Sterlg., und eine einfache, auf die seitherige Vermehrung des Opiumexportes aus Britisch-Indien ge-

stützte Ueberlegung weist auf die noch viel höhern Summen, welche seit Aufhebung jener Corporation nun der englischen Staatscasse durch das East India Government zufließen, und dennoch vermögen die Opium-Mengen, welche diese ungeheuren Summen abwerfen, den Bewohnern des Grossen Reiches der Mitte von Tag zu Tag weniger zu genügen. Nicht allein consumirt China seit geraumer Zeit die grössten Mengen des indischen Opiums und ergänzt dieselben durch bedeutende Zufuhren aus vorderasiatischen Opiumgebieten, sondern seit Jahrzehnten hat in den innern Provinzen weitverbreiteter Opiumbau in grösstem Maasstabe den Getreide- und Gemüsebau auf grossen Districten verdrängt, und allbereits scheint die inländische Opiumproduction in China diejenige Vorderindiens zur Hälfte erreicht zu haben, ungeachtet der eingefleischten Vorurtheile wohlhabender chinesischer Classen gegen einheimisches Mohnproduct und entsprechenden niedrigern Erträgnisses auf dem Opium-Markte, ungeachtet aber auch vielfacher, periodisch wiederholter und niemals amtlich widerrufenen Erlasse der kaiserl. chines. Regierung, welche, den ökonomischen und moralischen Ruin der unbemittelten Schichten ihres Volkes zu verhindern, Opiumgenuss und Opiumcultur mit den schärfsten Strafen bedrohte, um sich schliesslich zu überzeugen, dass Mandarinen und zahllose höhere Beamte dem eindringenden Gifte und seiner Production den wirksamsten Vor-schub leisten.

Wie wir es allbereits bei der Verwendung der *Cannabis indica* nachgewiesen haben, so zeigt sich auch bei dem Gebrauche des Opiums als Genussmittel eine nicht geringe Mannigfaltigkeit der Arten und Formen des Genusses, ohne dass wir es aber versuchen dürften, hier in weitere, zum Theil sehr eigenthümliche Einzelheiten uns zu verlieren.

Im westlichen Asien, Aegypten und andern mohamedanischen Ländern, ebenso in Persien treffen wir neben wohlbekanntem und verbreitetem Opiumrauchen ebenso häufig, ja zuweilen vorwiegend den Genuss desselben, sei es in der einfachsten Form einer trüben, wässerigen Auflösung, sei es in Form von Pillen, denen vielfach, um die Wirkungen schlechter Opiumsorten zu ergänzen, auch kleinere Mengen des stark giftigen Quecksilbersublimates innewohnen, sei es endlich in Mischung mit süßen Fruchtsäften auch wohl Haschisch und aromatischen Stoffen in Form syrupähnlicher Conserven oder auch ausgetrockneter Tabletten, mit der aufgedruckten, ironisch klingenden Inschrift: „Mash Allah“ — Gabe Gottes! —

Je mehr wir uns aber in östlicher Richtung entfernen, desto mehr tritt der Opiumesser, bei den Arabern Afjuni, in Persien Theriaki genannt, vor dem gewiegten Opiumraucher zurück, und wie vielfach auch noch z. B. in dem hindostanischen Indien oder auf Java opiumhaltige Säfte genossen werden mögen, so dominirt doch in dem grossen malaischen Gebiete, als dessen Hauptcolonien Pinang, Singapore und Saigon bekannt sind, und weit mehr noch in China selbst die Opiumpfeife, ja diese letztere feiert auch ausserhalb China's geradezu da die grössten Triumphe, wo eingewanderte chinesische Bevölkerung, zumal die niedere Classe der chinesischen Kulis vegetirt, wie dies mancherorts in den „Strait Settlements“, d. h. den englischen Niederlassungen an der Malakastrasse der Fall ist. Allbekannt und massenhaft verbreitet sind über ganz Hinterindien und den grössten Theil China's, zumal in Singapore, Hongkong, Canton und andern grössern Plätzen, die dem Opiumgenuss, d. h. dem Opiumrauchen dienenden Institute, die wir Opiumbuden nennen können und welche als Zeugen

der energischen, sinnverwirrenden und bestrickenden Wirkung des Mohnsaftes auf Tausende und Millionen unserer Mitmenschen ein noch höheres culturgeschichtliches Interesse beanspruchen, als die zahllosen in unsern Landen zerstreuten, alkoholischen Genussmitteln dienstbaren Winkelwirthschaften, die ein gefälliger Cicerone dem mit Rundreisebillet begünstigten Asiaten als Schnapskneipen oder spanische Weinhallen bezeichnen würde. Dort gibt sich der Chinese in allen denkbaren Stellungen dem bedenklichen *Dolce far niente*, d. h. jenen Opiumträumereien hin, welche der Opiumrauch, aus regelrecht installirter Pfeife kräftig in die Lunge und damit in den Blutkreislauf eingezogen, nach wenigen bedeutsamen Zügen herbeiruft und je nach Umständen stundenlang unterhält. Sind dabei die Opiumgaben, die sich glimmend in Rauch verwandeln, von mässiger Grösse und die Gesundheitszustände bei den Consumenten noch einigermaßen normal, dann entstehen durch den Genuss jene wunderbaren Entzückungsstadien, in denen der halb wachende, halb träumende, halb schlafende Raucher, von allen Sorgen und Plagen der Alltagswelt befreit, in ungetrübter Seligkeit und Vorahnung paradiesischen Glückes zu schwelgen scheint, jene Zustände, mit denen die ächt orientalische Phantasie verrathenden Märchen von Tausend und einer Nacht in sehr engen Beziehungen stehen mögen und die uns vielfach von zuverlässigen Kennern asiatischen Lebens geschildert werden, in ganz besonders anschaulicher und erschöpfender Weise von dem Engländer Cooke in seinem Buche: „*Seven Sisters of sleep.*“ — Wo aber der durch Missbrauch körperlich schon degradirte Opiumraucher jenem unabweisbaren, verhängnissvollen Bedürfnisse nachgeben muss, welches beim steten Genuss narkotischer Mittel, und zwar bei keinem mehr als bei

Opium, die fortwährende Steigerung der Gaben verlangt, da treten allmählig grauenhafte, beängstigende Sinnestäuschungen der verschiedensten Art, sogenannte Hallucinationen schlimmeren Grades und andere bedenkliche Störungen ein, und in bejammernswerther Art schleppen sich die verarmten Sklaven des Opiums von einer Opiumstube zur andern, um schliesslich auf den Mauern und Treppen indischer Tempel ihr langsam und systematisch vergiftetes Dasein zu beenden. Ja, nicht selten, zumal in dem ostasiatischen Inselgebiete, hat ein längerer Missbrauch grösserer Opiumdosen, sei es in der Pfeife, sei es im Trinkgefäss, selbst Wahnsinnanfälle im Gefolge, und häufig genug sollen z. B. auf Java und Sumatra Eingeborne, Rasenden gleich, mit weithin gellendem Rufe: „Amok, amok“ (tödtet, tödtet“), eine Stichwaffe schwingend durch die Strassen toben, in den meisten Fällen die Opfer der Verzweiflung, welche der mit steigendem Opiumverbrauch eintretende ökonomische Ruin und die Aussicht auf Entbehrung des gewohnten Genussmittels herbeiruft. Und dennoch, wer wollte behaupten, dass diese düstern Bilder des Opium-Missbrauches etwa erschreckender wären als jene intensiven körperlichen und geistigen Störungen, welche im Abendland als die Folgen übermässigen Alkoholgenusses nur allzusehr bekannt sind, und wer wagte es, den Beweis zu leisten, dass im Grossen und Ganzen relativ mehr Existenzen und nationalökonomische Interessen durch den Opiumgenuss in Asien, als durch den Genuss alkoholischer Getränke in Europa und Amerika vernichtet oder mindestens gefährdet werden? Selbst dann übrigens, wenn wir ausnahmslos annehmen dürften, dass Missbrauch in narkotischen Genussmitteln die geistige Höhe eines Volkes zu erniedrigen strebt, so müsste uns wohl ein Blick auf den im-

mensen Abstand, der die tiefstehenden Stämme der Papuas in Neu-Guinea, obwohl sie jedem ähnlichen Genussmittel fremd, von dem opiumrauchenden Chinesen und selbst von dem opiumschlürfenden Perser trennt, die Ueberzeugung wachrufen, dass zwar Genussmittel von der Art des Opiums ein Volk von der Stufe geistigen Lebens zurückzuhalten vermögen, die es seiner natürlichen Anlage nach zu erreichen berufen wäre, schwerlich aber diese natürliche Anlage selbst, mindestens in für uns messbaren Zeiträumen, sichtlich zu degradiren im Stande sind.

Doch kehren wir, v. A., von einer kleinen philosophirenden Glosse, zu denen das Studium der Genussmittel allzureichen Anlass bietet, noch zu einer kurzen Beantwortung der naheliegenden Frage zurück, ob denn in Asien das Opium etwa in der Form, wie wir es aus unsern inländischen Apotheken kennen, in den beliebten holländischen Thonpfeifen oder eleganten Meerschaumpfeifen geraucht wird?

Das Opium wird in Ostasien und speciell in China keineswegs so zum Rauchen verwendet, wie es aus den vorderindischen Stapelplätzen in Form kugelförmiger Brode exportirt wird, sondern unterliegt vielmehr in eigenen Opiumküchen (oder um sich die chinesischen Herrschaften durch etwas höflichem Ausdruck zu verbinden, in eigenen Etablissements) einer sehr complicirten Operation, welche die Reinigung des Rohopiums von weniger wirksamen und schlecht brennbaren Stoffen zum Zwecke hat und schliesslich ein Extract von dunkelbrauner Farbe liefert, dessen beste Qualität in Ostasien als *Tschandu* bekannt ist. Diese Substanz ist es, welche von den Opiumrauchern in abgewogenen Gaben gekauft, in eigenthümlicher Weise in der Pfeifenöffnung befestigt und darauf in Asche und betäu-

benden Rauch verwandelt wird. In den Opiumpfeifen von übrigen sehr verschiedener Construction, die bei den Siamesen aus einer Cocosnussschale mit einem dünnen Bambusrohr bestehen und in ihrer Einrichtung durchaus mit Nargilé, der altbekannten Wasserpfeife der Perser, übereinstimmen, wird jedoch das Tschandu oder Opiumextract beim ersten Rauchen nicht vollkommen verbrannt, sondern liefert nahezu 50 Procent eines zwar zersetzten, aber doch wirksam gebliebenen Rückstandes, der als „Tinco“ zu niedrigerem Preise an eine tiefer stehende Classe von Opiumrauchern verkauft wird und auch jetzt noch, bei der zweiten Operation, einen Rest hinterlässt, d. h. eine verkohlte, noch Spuren unverbrannten Opiums enthaltende Substanz, das „Samshing“ der Chinesen, das letzte, erbärmliche Auskunftsmittel invalider Bettler Hinterindiens und verkommener chinesischer Tagelöhner, die im schmutzigen Opium-Divan der niederen Kasten den äussersten Heller dem Papaver somniferum opfern oder von der Gnade Derer leben, denen ein gütigeres Geschick noch die Mittel zur Beschaffung von Tinco oder gar von dem kostbaren Tschandu gewährt.

Wenden wir uns aber, nachdem die Nachtseiten dieses narkotischen Genussmittels an uns vorübergezogen sind, noch in Kürze zu einer andern Gruppe, indem wir, gleichsam im Vorübergehen, zunächst zweier Stoffe aus der Gruppe des Hanfes und Opiums gedenken und dann auch am Tabak mit leichtem Grusse vorbeieilen! Reich an medicinisch wertheten narkotischen Giftpflanzen ist die von den Mohnarten botanisch freilich weit verschiedene Familie der Nachtschattengewächse oder Solaneen, unter denen das Bilsenkraut nur genannt zu werden braucht, um den Gedanken an das sogenannte Grünöl und durch weitere Ideen-

association bei Freunden dieses Hausmittels die Erinnerung an Kerzenflamme, Blechlöffel, Baumwolle und Flanell zu erwecken. Wichtiger erscheinen Stechapfel (*Datura*) und die tückische Tollkirsche (*Belladonna*), aus denen das unsern Aerzten so werthvolle Atropin stammt. Warum sollten, so möchte man fragen, nicht auch diese stark narkotisch wirkenden Pflanzen da oder dort, ebensowohl wie der Mohn, in die Reihe der Genussmittel einrücken? Und in der That finden wir sowohl in den tropischen Ländern der alten als der neuen Welt mehrere Arten von *Datura* in der Weise indirect als Genussmittel verwendet, dass Kraut und Samen derselben vielfach zur Verstärkung der berausenden Eigenschaften gewisser alkoholischer Getränke, wie des wohlbekanntes Arak's, des Toddy's u. a. verwendet werden, woraus sich die freilich wenig tröstliche Gewissheit ergibt, dass ähnliche Operationen mit Zeitlosen, Kokkelskörnern, *Belladonna*, denen bei uns zuweilen das Bier unterworfen werden soll, auch da, wo sie sich bewahrheiten würden, nicht als eine Frucht verfeinerter Civilisation gelten dürfen, da die Eingebornen unter den Cocospalmen der ostindischen Inseln und an den Ufern des Orinoco und Amazonenstroms, freilich von dem unschuldigeren Triebe instinctiven Bedürfnisses geleitet, ihre selbstbereiteten Gährungsproducte unbehelligt durch Gesundheitscommissionen mit narkotischen Stoffen aufbessern. Unter den indischen Stechapfelarten ist es namentlich die „Kala Dhatura“, die *Datura fatuosa* der Botaniker, welche neben andern *Datura*-Arten unter dem Volksnamen Methel in ganz Vorderindien die Rolle eines anerkannt wirksamen Narkoticums auch ausserhalb der Schranken medicinischer Anwendung spielt, da deren Kraut einen Bestandtheil mancher Haschischpräparate ausmacht, andererseits aber die Samen, in Form

von süßem Gebäck, vielfach zu criminellen Zwecken, d. h. zur Erleichterung von Diebstahl und Betrug jeder Art verwendet werden, wobei lediglich eine kürzer oder länger andauernde Lethargie, d. h. ein Zustand der Betäubung mit starker Pupillenerweiterung, doch ohne weitgehende Störung von Athmung und Kreislauf bezweckt wird. Eine andere Stechapfelart Amerika's, die in den Anden einheimische *Datura sanguinea*, in Südamerika unter dem Namen „Florispondio“ bekannt, ist ein nicht unwichtiges Genussmittel der einheimischen Bewohner der Andeskette in Neugranada und Peru und dient in Form des „Tonga“, eines durch Abkochung erhaltenen Getränkes, mit Vorliebe als ein energisch wirkender Schlafsaft, der oftmals mehrtägige Zustände tiefer Narkosis erzeugen soll, wie denn überhaupt diese Pflanze in den vielen abergläubischen Meinungen und Handlungen der südamerikanischen Indianer eine hervorragende Rolle spielt, die hier durch das einzige Beispiel illustriert werden möge, dass sogar Kinder den narkotischen Einflüssen der Stechapfelsamen preisgegeben werden, um da, wo sie von der betäubenden Wirkung überwältigt, zufällig zur Erde fallen, im Glauben an ein übernatürliches Zeichen nach edlem Metall zu graben. Weit weniger bedenklich als diese Arten des Genusses der *Datura* ist jedenfalls deren Verwendung zum Rauchen, und in der That scheinen in dieser Weise sowohl in Peru und Ecuador, als auch in China die Samen mehrerer Stechapfelspecies in ziemlich bedeutendem Maasse, meist mit Tabak gemengt, consumirt zu werden, während andererseits das Kraut der europäischen *Datura Stramonium*, unseres gemeinen Stechapfels, seit geraumer Zeit in den bei Asthma beliebten *Stramonium*-Cigaretten eine arzneiliche Rolle

spielt, welche nicht selten in diejenige eines blossen Genussmittels überzugehen droht.

Wir haben durch unsere bisherige Unterhaltung über die narkotischen Genussmittel fremder Länder uns wohl kaum des Gedankens erwehren können, als ob die mannigfachen tiefgehenden Einflüsse, die das Klima südlicher Länder, zumal der eigentlichen Tropengegenden, auf Leib und Leben, Thun und Lassen der Bevölkerung ausübt, und nicht minder auch die überreiche Auswahl von wirksamen Pflanzenproducten die Südländer ganz besonders zur Verwendung narkotischer Genussmittel verleiten müssen, und es ist daher wohl nicht überflüssig, daran zu erinnern, dass eines jener physiologisch begründeten Gesetze, welche nach den statistischen Forschungen eines Thomas Buckle und Quetelet zu den bedeutsamsten Factoren der Cultur- und Weltgeschichte gehören, auch die so verschieden conditionirten Bewohner arktischer Regionen antreibt, sich mit ähnlichen Mitteln ähnliche Genüsse zu verschaffen, wie ihre um ein Viertel des Erdmeridians südwärts weilenden Mitmenschen.

So finden wir, um nur einer Thatsache zu gedenken, in den unwirthlichen Steppenländern Sibiriens und den öden, einsamen Gefilden der hügelreichen Halbinsel Kamtschatka, wo niedriger stehende Pflanzenfamilien, wie die blüthenlosen Flechten, Moose und Pilze, oder Gräser, Binsen und Haidekräuter in monotoner Weise die schrankenlos üppige Vegetation der südlichen Inseln im stillen Ocean vertreten, zwei nicht unwichtige narkotische Genussmittel in Gestalt der Blätter einer Rhododendron-Art, einer grössern Verwandten unserer Alpenrose, und anderseits des auch bei uns wohlbekannten, im nordöstlichen Asien besonders häufigen rothen Fliegenschwammes, der Amanita

muscaria. Was den Chinesen und Siamesen das Opium, dem afrikanischen und asiatischen Muselmanne der Haschisch, dem Südamerikaner in den Anden der Stechapfel und uns selbst der Tabak, das ist den Tungusen und andern nomadisirenden Stämmen der riesenhaften Gebiete des südöstlichen Sibiriens das als Kaumittel genossene, narkotische, für den Europäer in frischem Zustande sogar giftige Blatt jener Rhododendron-Art und ebenso, doch mehr noch in den östlichen Gebieten, bei den Korjaken und Kamtschadalen das Fleisch des Fliegenschwammes, der seiner bekannten giftigen Eigenschaften ungeachtet nicht allein als Genussmittel, sondern zuweilen selbst als Nahrungsmittel im gewöhnlichen Sinne Verwendung findet. Denn es geniessen die Bewohner des nordöstlichen Asiens den in den Sommermonaten gesammelten, an der Luft getrockneten Fliegenschwamm, dessen narkotische Wirkungen theils mit dem berausenden Einfluss alkoholischer Getränke, theils mit den Folgen des Haschischgenusses übereinstimmen und oft genug in vollkommene Bewusstlosigkeit ausarten, und ausserdem verstehen einige ostsibirische Stämme aus demselben Pilze durch besondere Manipulationen, unter denen Auskochen und reichliches Salzen die Hauptrolle spielen mögen, ein durchaus essbares und nahrhaftes Gericht zu bereiten, wie denn auch die russischen Einwohner, auf die dieses kulinarische Geheimniss seit Langem übergegangen zu sein scheint, keine grössere Scheu vor dem verpönten Fliegenpilz empfinden als etwa der Brasilianer vor der blausäurehaltigen Manihotwurzel, aus der er nach alter Regel das Tapioca- oder Cassave-Mehl abscheidet. Es ist dies Verhalten des sonst gefürchteten Pilzes um so eigenthümlicher, als manche im asiatischen Russland beobachtete Vergiftungen beweisen, dass nicht etwa klimatische Verhältnisse

die Giftigkeit der Pflanze aufheben, und als ausserdem die betäubend giftigen Bestandtheile der *Amanita muscaria* keineswegs mehr sagenhaft und ungreifbar, vielmehr in Form eines isolirbaren Stoffes, des Muscarins, bekannt sind, dessen intensive und specifische Wirkungen auf den Organismus Gegenstand eifrigen Studiums und Interesses bei Physiologen und Aerzten geworden.

Würden wir, v. A., uns heute mit den Genussmitteln überhaupt und nicht allein mit denjenigen der fremden Länder und Völker beschäftigen, so müsste sich an die Gruppe der Narkotica die Abtheilung der Stoffe anreihen, die man, wenn auch nur relativ richtig, als Stimulantia bezeichnen kann, und unter diesen besonders die vielfachen alkoholischen, durch Gährung zuckerhaltiger Pflanzensäfte erzeugten Getränke, die so mannigfache engere Beziehungen zu Sitten und Nationalcharakter aufweisen und unter denen unsere europäischen Sorgenbrecher, der berühmte Falernerwein des Horaz, das althehrwürdige Bier der Germanen, das aromatische Kirschwasser unserer schweizerischen Obstgelände und der feurige Enziangeist der Jurathäler auf dem weiten Erdenrunde zahlreiche Vetterschaft aufweisen, von der Pulque aus *Agave americana*, der amerikanischen Aloe in Mexiko und Südealifornien, oder dem geistigen Labetrunk des Capländers aus lilienartigen Zwiebelgewächsen bis zum Toddy und den Palmweinen Indiens oder den Arakarten auf Java und Sumatra.

Doch ein noch wichtigeres, weil allgemein verbreitetes Genussmittel ist ja der Tabak, dessen Geschichte, wenn erschöpfend dargelegt, voll der interessantesten culturhistorischen Reminiscenzen sein müsste, falls ein dreihundertjähriger, im Tabak-Cultus ergrauter Professor uns ein bezügliches Colleg anbieten wollte. Immerhin hat diesem

Genussmittel, wohl oder übel, eine Literatur erblühen müssen, über deren Berechtigung sich nicht sonderlich streiten lässt, sintemal wir von Seiten eines competenten englischen Statistikers erfahren, dass von allen stimmfähigen und auch nicht stimmfähigen Bürgern und Bürgerinnen des Erdballes nur die Kleinigkeit von mindestens 800 Millionen regelmässigem Tabakgenuss fröhnen, während die Verehrer des Mohnsaftes nur auf 400 Millionen, die Jünger des Haschisch oder indischen Hanfes auf 200—300 Millionen ansteigen. Nur ungerne trennt sich daher der Vortragende von der *Nicotiana*, um so mehr als wir uns nicht sehr fern von dem Ländchen befinden, auf das sich die erste Kunde des Tabakgenusses in unserm Vaterlande bezieht; Appenzell scheint hier die Priorität zu besitzen; denn dort soll im Jahr 1653 zuerst Tabakrauchen begonnen worden sein, wenn uns spätere Quellenforschung nicht eines Andern belehrt, und wenige Jahre später, im Jahre 1661, hat sich Bern durch ein scharfes Polizeiregulativ nach dem System der zehn Gebote den weltlichen und geistlichen Fürsten angeschlossen, die schon Ende des 17. Jahrhunderts Tabakgenuss mit Strafen des Leibes und der Seele bedrohten. — Derjenige Theil der menschlichen Gesellschaft aber, den zu ehren der Stolz des Mannes sein soll, möge nicht allzufrühe darüber frohlocken, dass zu einer Besprechung des leidigen Tabakrauchens keine Zeit, somit auch kein Anlass sei, des ungeziemenden Tabakgenusses in den sogenannten emancipirten Kreisen weiblicher Bevölkerung zu gedenken; — denn ohne grossen Zeitverlust lässt sich constatiren, dass wir es in diesen Dingen noch keineswegs zur Perfection einiger asiatischer Länder gebracht haben, wie namentlich der hinterindischen Provinz Burmah, des Königreiches Siam, des Inselreiches Japan und des Kaiser-

reiches China, wo sowohl Rauchen der Kinder an der Tagesordnung steht, als auch Damen von dem jugendlich zarten Alter von acht bis neun Jahren bis in vorgerücktere Zeiten sich der zierlichsten Rauchutensilien bedienen. Ja, selbst eine Betrachtung jenes so verabscheuten Tabakgenusses, des Tabakkauens, in welchem Viele einzig das Privilegium eingefleischter Matrosen oder alternder Maurergesellen sehen wollen, müsste unsere Frauen vollauf veranlassen, jenen bekannten Spruch des Pharisäers in guten Treuen zu wiederholen, wenn ihnen die Kunde würde, dass dieser bedenklichen Operation in weitgehendstem Maasstabe von Mit-schwestern aller vier Ecken der Welt, in den Flussthälern von Paraguay wie in der Winterlandschaft Sibiriens, in den Hochebenen Nubiens und Abyssiniens wie auf den schönen Inseln des indischen Archipels gehuldigt wird! —

Verlassen wir darum das aufregende Gebiet des wunder-samen Krautes, um unsern Rundgang mit einigen Notizen über ein letztes Genussmittel abzuschliessen, das wir in die letzte Classe der Nervina oder Nervenmittel zu stellen versucht werden, wenn wir dabei unwillkürlich an Kaffee und Thee denken, die offenbar in diese Kategorie zu stellen sind. Wir wünschten noch des Sirih und Pinang zu gedenken und hoffen keiner böswilligen Absicht bezichtigt zu werden, wenn es sich abermals herausstellt, dass diese beiden Stoffe zum sogenannten Betelkauen verwendet werden, und dass wir also doch mit dem Kauen irgend eines Genussmittels schliessen müssen. Wie in unserem fieberig gesteigerten Leben und Weben der geistiger Arbeit zugewandte Europäer nicht weniger als die gesellschaftliche Matrone im trauten Stübchen an Kaffee und chinesischem Thee sich labt, wie der arabische Scheik in der Haschisch-Pfeife, oder der Peruaner in dem Kauen des kräftestählenden,

heilig gehaltenen, aromatischen Cocablattes aus der bolivianischen Provinz Youngas de la Paz die Schlüssel zu seinem Paradies erblickt, so findet die malaische Bevölkerung des südöstlichen Asiens ihre fast ausschliessliche Befriedigung in dem Genusse zweier gleichzeitig gekauter Stoffe, und die Sitte des sogenannten Betelkauens, ursprünglich auf etwa 60 Millionen Seelen malaischer Race beschränkt, hat sich längst wesentlich von dem malaischen Inselmeer, d. h. also von Singapore oder Batavia bis an die ostafrikanische Zanzibarküste und nordöstlich bis nach den Philippinen und ihrer Hauptstadt Manila erstreckt. Zwei Pflanzen sind es, die schöne, 50 Fuss hohe, schlanke Areca-Palme (*Areca Catechu*) mit prächtiger Blätterkrone und anderseits der bescheidenere, als Schlingpflanze auftretende Betelpfefferstrauch (*Piper Betle*), beide auf den Inseln des ostasiatischen Meeres einheimisch, die das hochgeschätzte Material zum Betelkauen liefern; erstere liefert die muscatnussgrossen, herbschmeckenden Samen, letztere die herzförmigen, gewürzhaften und ebensowohl stimulirend wie leicht narkotisch wirkenden Blätter. In diese werden Scheiben der noch jungen und zarten Arecanuss gewickelt, das Blatt von Aussen mit etwas gelöschtem Kalk beschmiert und der so erhaltene Bissen, auf den Philippinen und auch anderswo „Buyo“ geheissen, seinem Schicksal entgegengeführt, wobei der rothe Farbstoff der Areca, zu dessen Auflösung der sozusagen instinctiv zugefügte Kalk wesentlich beiträgt, die nach und nach beim Betelkauen sich ausbildende hochrothe Färbung des Zahnfleisches und Gaumens, sowie die rothbraune bis röthlich-schwarze Farbe der Zähne bedingt, deren übrigens tadellose Beschaffenheit und Haltbarkeit dem malaischen Betelkauer nicht wenig europäische Neider zuziehen dürfte. Vor dem Richterstuhle europäischer

Erfahrung müssten dem aus der Betel-Cassette des wohlhabenden Malaien stammenden Buyo mit seinen, freilich zuweilen noch vermehrten drei Bestandtheilen, der Arecanuss oder Pinang, dem Betelblatt oder Siri und dem Kalk oder Chunnam, sowohl verdauungsbefördernde, als auch leicht aufregende und schwach berauschende Wirkungen zukommen, ja, bis zu einem gewissen Grade, vielleicht selbst antiseptische, d. h. zersetzungswidrige Eigenschaften, die sich in der heutigen Medicin mit Recht besonderer Gunst erfreuen. Möge dem sein, wie ihm wolle, so lässt der Umstand, dass seit dem Jahre 1870 an Arecanüssen der durchschnittliche Jahresexport aus einem Stappelplatze Sumatra's 60,000 Centner, aus Cochinchina ebensoviel, aus Ceylon 70,000 und aus Bombay 40,000 Centner betrug, an der Bedeutung dieser Waare im asiatischen Markte keinen Zweifel, und dennoch ist ein grosser Theil dieser Quantität zum Consum in China und andern Ländern (in neuester Zeit auch Amerika!) bestimmt und genügt nur zum kleinsten Theile dem Bedarfe von circa 50 Millionen speciell malaischer Bevölkerung; denn diese consumirt jährlich mindestens 500 Millionen Pfund, d. h. eine Anzahl von Arecasamen, die als Perlenschnur gedacht, 20 Mal um den Erdaequator gelegt werden könnte. Dem völkerkundigen Geographen aber wird es kaum entgehen, dass das Betelkauen, dem die Völker der zahllosen ostasiatischen Inseln von der Malakastrasse bis nach den Sandwich- und Freundschafts-Inseln mit Ausschluss vieler andern Genussmittel obliegen, ebenso enge mit deren Charakter als Meerbewohner und Schifffahrer zusammenhängt, wie die allgemeine Verbreitung des Tabakkauens in der europäischen Marine mit deren Aufgaben und Lebensweise in Sturm und Wogendrang, welche freilich hinlänglich mit der friedlichen

Beschäftigung unserer Handwerker und Landleute contrastirt, vor deren Hausthüren zur Feierstunde das gleiche Genussmittel Tabak in ungezählten Wolken zum Firmament aufsteigt.

Wenn Sie nun auch noch der Schlussfolgerungen gewärtig sind, welche sich aus unserer sehr lückenhaften Betrachtung wichtigerer Genussmittel ergeben, so glaube ich Ihnen nichts Besseres bieten zu können, als was ein Justus von Liebig vor mehr als 20 Jahren an einer klassischen Stelle seiner chemischen Briefe in folgenden Worten geäußert hat: „Es ist wahr, es haben Tausende von Menschen gelebt, ohne Kaffee und Thee (und andere Genussmittel) zu kennen, und die tägliche Erfahrung lehrt, dass sie unter Umständen ohne Nachtheil für die bloss thierischen Lebensfunctionen entbehrt werden können; aber es ist sicher falsch, hieraus zu schliessen, dass sie überhaupt in Beziehung auf ihre Wirkungen entbehrlich seien, und es ist sehr die Frage, ob, wenn wir keinen Thee und Kaffee hätten, der Volksinstinct nicht Mittel aufsuchen und finden würde, um sie zu ersetzen. Die Wissenschaft, die uns in diesen Beziehungen so Vieles schuldet, wird erst zu erforschen haben, ob es bloss auf sündlichen Neigungen beruht, dass jedes Volk der Erde sich ein solches auf das Nervenleben einwirkendes Mittel angeeignet hat, von dem Ufer des stillen Oceans an, wo sich der Indianer Tage lang aus dem Leben zurückzieht, um das Glück des Coca-rausches zu geniessen, bis zu den arktischen Regionen, wo sich die Kamtschadalen aus dem giftigen Fliegenschwamm einen Trank der Aufregung bereiten. — Wir halten es im Gegentheil für höchst wahrscheinlich, um nicht zu sagen gewiss, dass der Instinct der Menschen, in dem Gefühl gewisser Lücken oder gewisser Bedürfnisse des gesteigerten

Lebens in unserer Zeit, welche durch Quantität nicht befriedigt werden können, eben in diesen Erzeugnissen des Pflanzenlebens das wahre Mittel gefunden hat, um seiner täglichen Nahrung die erforderliche und vermisste Beschaffenheit zu geben. — Eine jede Substanz, insofern sie Antheil an den Lebensprocessen nimmt, wirkt in einer gewissen Weise auf unser Nervensystem, auf die Neigungen und den Willen des Menschen ein.“

So weit Liebig! Wir alle aber werden uns, da der Blick von entlegenen Zonen und fremdartigen Sitten sich wieder unsern heimatlichen Verhältnissen zuwendet, ohne Zaudern dazu bekennen, dass auch für Genussmittel nah und fern das altbekannte Wort gilt: Stärker, als der Held der Schlachten, ist wer sich selbst erkennt und selbst beherrscht!
